

wären. Als ob der Körper eine geheimnisvolle Kraft, einen trotzigen Willen besäße, gesund zu bleiben und nach Hause zu kommen.

Der Heimkehrer macht es sich bequem, packt aus und erkundigt sich nach unserem Befinden, nach unseren Sorgen und Angelegenheiten. Aber dazwischen fängt er immer wieder zu erzählen an, weil sich die ungeheure Spannung der letzten Wochen in Worten lösen muß. Und wir hören teilnahmsvoll und beklommen zu wie sonst während der kurzen Urlaubstage. Die nahen Angehörigen eines Eingekerkerten haben ja in den ganzen Jahren mitgedient, haben alles mitgemacht, sind den Vormärschen und Rückzügen als sorgenvolle Nachhut gefolgt. Und auch das letzte Kapitel, die Geschichte der Heimkehr, hören wir nun miterlebend an, als ob wir dabei gewesen wären.

Eine kleine ukrainische Kreisstadt am Dnjestr. In den letzten Oktobertagen, wo Wien die kommenden Dinge schon in allen Gliedern spürt, weiß man dort noch nicht viel davon und spielt noch immer unbekümmert Befehlsbesetzung der Ukraine. Bis bei der Division ein Telegramm des Armeekorps einlangt: da sich im Hinterlande republikanische Strömungen immer mehr bemerkbar machen, sollen die Soldaten befragt werden, ob sie für die monarchische oder für die republikanische Staatsform sind. Die meisten Regimenter stimmen für die Republik. Und da jetzt auch die Nachricht vom Waffenstillstand einlangt, haben die Soldaten nur mehr eines im Sinn: nach Hause, weggehen, so rasch als möglich nach Hause. Disziplin und Gehorsam, die treibenden Kräfte des militärischen Betriebes, versagen plötzlich. Der Abmarsch geht in ziemlicher Ordnung und Ruhe vor sich, aber bald beginnen die Soldaten ohne Grund zu schießen, Handgranaten zu werfen, Hunde und Schweine zu jagen, wobei auch Menschen getötet werden. An allen Fronten ist diese sonderbare letzte Kriegsschöpfung zu beobachten: dieses sinnlose Knallen und Schießen um des Schießens willen, dieses Austoben einer vierjährigen furchtbaren Gewohnheit. Und obwohl man genug Verpflegung mitführt, wird auch da und dort munter geraubt und geplündert: Wein und Rum, Stroh und Heu von den Feldern, Geschrei verzweifelter Bauern, Prügelstrafen und Schießerei, an der sich auch die Sanitätsmannschaft beteiligt, die vier Jahre lang keinen Schutz abgegeben hat und zu guter Letzt auch noch ein bißchen kämpfen will. Es sind ganz mittelalterlich anzuschauende Bilder, Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, mit dem es diese Zeit an Verwilderung und Verrohung ruhig aufnehmen kann.

Glücklicherweise wird auf galizischem Boden die Entwaffnung von der ukrainischen Volkswehr gründlich besorgt. Auch Wagen, Pferde und Sattelzeug gelten als Waffen. Einwaggonierung in den Viehwaggon: 6 Pferde oder 40 Mann steht darauf. Aber jetzt ist auch für hundert Heimkehrer darin Platz: Generale, Pfleger, Soldaten, weibliche Hilfskräfte in einträchtigem Durcheinander. So reist man fünf Tage und fünf Nächte durch Galizien, auf dem Boden sitzend, den Kopf auf dem Koffer gebettet. Manchmal bleibt der Zug zehn, zwölf Stunden stehen, dann kann man bescheidenen Proviant kaufen und das Treiben in den galizischen Stationen studieren: abgeehrte russische Gefangene, um die sich kein Mensch kümmert, Männer, die nur mit einer Decke bekleidet sind, Wartesäle, nicht gefüllt mit schlafenden Soldaten und dazwischen Schwertkranke und Tote. Einmal bleibt der Zug 24 Stunden auf der Strecke stehen und ebenso lang gibt es keinen Bissen zu essen. Für Spannung und Aufregung sorgen die zahlreichen Visitationen durch echte und falsche Kontrollorgane. Visitationen, die sehr frech und grob vorgenommen werden und sich vom Raub nicht wesentlich unterscheiden. Zwischen privatem Mein und ärarischem Dein wird kein Unterschied gemacht: Uniformstücke, Decken, Wäsche, alles findet Interessenten und Sammler. Verdächtige Gestalten, die nicht wert sind, einem die Schuhriemen zu lösen, besorgen dies sehr geschickt, andere begnügen sich mit dem baren Geld. Und immer wird dabei von Zeit zu Zeit munter geschossen. Auf diese angenehme Art langt man an der Karpatengrenze an, in Sianki am Uzhokeraß, dem nämlichen Ort, wo der Heimkehrer im Herbst 1914 auswaggoniert wurde, um zum erstenmal ins Gefecht zu gehen. Der Kreislauf ist geschlossen und über einen furchtbaren Unweg fährt er wieder zum Ausgangspunkt zurück. Kein Wunder, daß der Heimkehrer bittere Betrachtungen über die Sinnlosigkeit der vergeudeteten vier Jahre anstellt: Wozu dies alles?

Dann noch eine fünfständige Wanderung über die dick verschneiten Karpathen. Im ersten ungarischen Ort gibts schon einen wirklichen Personenzug, zwar ungeheizt, aber immerhin menschlich. Die Visitationen werden milder und höflicher und überall ist ziemlich gute Verpflegung vorbereitet. Ueber Marhegg fährt man hinein in die alte neue Heimat, und da wird dem Heimkehrer immer sonderbarer zu Mute. Das Oesterreich-Ungern, aus dem er damals Anno 1914 in den Krieg gezogen ist, das ist nicht mehr, das ist vielfaches feindliches Ausland geworden, durch das er sich erst durchkämpfen mußte, um nach Hause zu gelangen. Und auf demselben Ostbahnhof, auf dem er jetzt ankommt, ist er damals weggefahren. Nur daß es damals ein ganz anderes Wien war: eine lebensvoll pulsierende Reichshauptstadt, und jetzt sind es finstere Gassen, von bedrückten Menschen spärlich belebt. Die Heimkehr des Wiener Landsturmmannes... es ist wie ein böser Traum mit einem noch böseren Erwachen.

Alle Heimkehrer erzählen ungefähr dasselbe. Und überall sitzen teilnahmsvoll aufhorchende Angehörige um ihn herum und sehen dem symbolischen Vorgang der Abrüstung zu: wie der Landsturmhauptmann die feldgraue Verkleidung ablegt, die Dekorationen und Kreuze und alles in den müden braunen Offizierskoffer tut. Dann holt er aus dem

Kasten das alte Zivilgewand hervor und mit einer Art Spannung betrachtet man den wiedergefundenen Zivilisten: Ob er wohl noch derselbe Mensch geblieben ist oder ob der Krieg sein Wesen verändert hat. Man sagt, der Krieg verrohrt den Menschen, macht ihn gewalttätig und sturpellos, aber wohl nur den, der von Haus aus diese Kriegsanlagen in sich hatte. Die anderen, die sanften, gerechten und redlichen Menschen, die hat er nicht anders gemacht, die sind geblieben, wie sie waren und sind höchstens aus Abscheu und Ekel vor der säbeltraffenden Brutalität und Torheit milber und menschlicher geworden. Und nun sitzt auch mein Bruder, nach der neuesten Mode von 1914 gekleidet, bei Tisch, blickt mit seinem unveränderten, kurzlichtigen Konzipientengesicht in die Zeitung, bröckelt sich die neuesten Nachrichten in die Suppe ein, wir debattieren hitzig, bis die Mama warnt: „Aber Kinder, die Suppe wird kalt“, und mir ist, als ob alles beinahe wieder so wäre, wie es einmal war. Und obwohl uns vielleicht noch manches Schwere bevorsteht, habe ich in dem Augenblick zum erstenmal das befreiende Gefühl: jetzt ist der Krieg zu Ende.

Abrüsten.

Erlebnisse des Heimkehrers.

Von Ludwig Dirschfeld.

Gestern ist mein Bruder aus der Ukraine heimgekehrt. Das ist natürlich ein ganz privates Ereignis, das nur mich und noch einige Menschen angeht. Aber ich möchte doch davon erzählen, weil jetzt Tausende und Tausende die große Heimkehr mitmachen und weil sie alle den nämlichen Weg mit den nämlichen Abenteuern gehen: von der plötzlich waffenstill gewordenen zerbrochenen Front durch die Mühseligkeiten und Gefahren der aufgewühlten neuen Staaten zurück in die bürgerliche Ruhe der Heimat, des Zivils und der Familie. Man nennt dies in der militärischen Sprache, die uns allen bis vor kurzem noch geläufig war, das Abrüsten der Soldaten. Abrüsten... ein sanfter, friedlicher Begriff, ein Wort, das damals einen trohen und hellen Klang hatte. Aber in dieser Zeit kommt immer alles anders, als man sich's erhofft und ausgemalt hat, und auch das Abrüsten bedeutet ein erneutes Chaos, erneute Willkür, Gewalttat und Lebensgefahr. Tausende Familien warten jetzt auf einen lieben Menschen, der nach viereinhalb Jahren, die nichts als ein fortwährendes bitteres Abschiednehmen waren, endlich nach Hause kommen und endgültig zu Hause bleiben soll. Tausende Gemüter erfüllt jetzt dasselbe Bangen und Zittern: die ganzen Jahre hat er sich mit Glück und Geschicklichkeit durchgebracht, wenn ihm nur nicht zum Schluß noch etwas passiert. Und so wartet man vergeblich auf Briefe, kann nirgends Auskünfte einholen, hört geängstigt Gerüchte, sitzt ratlos und hilflos da und kann für den Menschen, der sich irgendwo draußen in die Heimat durchkämpft, nichts tun, nichts als bangen, zittern und warten. Abrüsten... die letzte, die härteste Geduldprobe.

Bis es eines Tages, wo man schon ganz verzagt ist, draußen läutet. Meine Mutter, die ihre Besorgtheit dadurch zu beschwichtigen sucht, daß sie fortwährend das Zimmer meines Bruders in Ordnung bringt, Wasser und Handtücher herrichtet, horcht auf, hört, daß die Tür geht und ärgert sich, daß die neue Köchin jedem wildfremden Menschen aufmacht. Dann kommt die Köchin herein und meldet etwas unsicher: „Bitt' schön, es is wer draußen... ein Mann...“ Es ist ein Mann, bis zum Vollbartanslug unrasiert, in einer sichtlich kriegsmüden Uniform, ohne Seitengewehr, in der einen Hand einen braunen Offizierskoffer, in der anderen einen schwarzen Soldatenkoffer... die Heimkehr des Landsturmhauptmannes. Dieser Mann, der tatsächlich mein Bruder ist, hat sich mindestens seit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht wirklich gewaschen, aber das ist durchaus kein Hindernis für herzliche Umarmungen und Küsse. Und schon hat meine Mutter Backwerk, Obst und andere, mir offenbar verheimlichte Leckerbissen aufgetischt, ich biete Zigaretten an. Aber mein Bruder will nichts essen, nicht rauchen, er hat nur ein Bedürfnis: zu sprechen, zu erzählen. Zunächst nur in abgerissenen Sätzen: sechzehn Tage unterwegs, Meuterei, Ueberfälle, Schüsse, Fußmarsch über die Karpathen, Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Schmutz und Hunger. Und dabei sieht er prächtig aus und ist ganz gesund geblieben. Eines jener feldgrauen Mäffel, daß durchaus nicht robuste Menschen draußen Dinge ausgehalten haben, an denen sie in Zivil und im Frieden dreimal draufgegangen